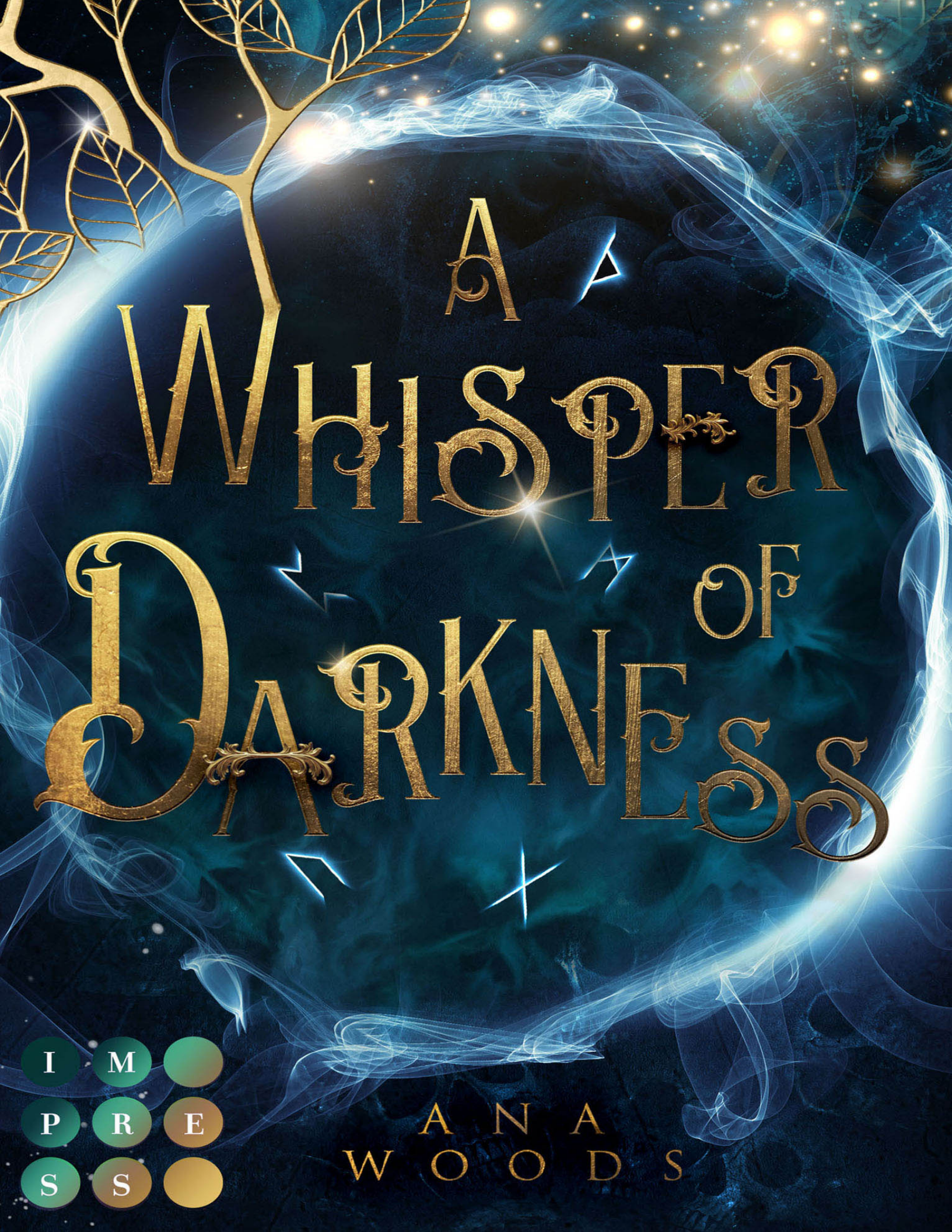
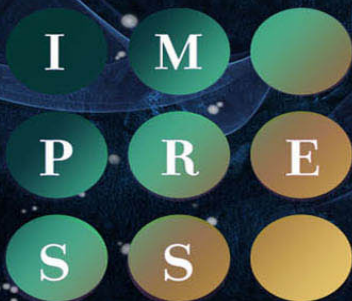




A
WHISPER
OF
DARKNESS

ANNA
WOODS





Impress

Die Macht der Gefühle

Impress ist ein Imprint des Carlsen Verlags und publiziert romantische und fantastische Romane für junge Erwachsene.

Wer nach Geschichten zum Mitverlieben in den beliebten Genres Romantasy, Coming-of-Age oder New Adult Romance sucht, ist bei uns genau richtig. Mit viel Gefühl, bittersüßer Stimmung und starken Heldinnen entführen wir unsere Leser*innen in die grenzenlosen Weiten fesselnder Buchwelten.

Tauch ab und lass die Realität weit hinter dir.

Jetzt anmelden!



Jetzt Fan werden!



Ana Woods

A Whisper of Darkness (Der geheime Orden von New Orleans 1)

****Erkenne deine wahre Bestimmung****

Dämonen, Voodoo-Zauber oder gefährliche Götter haben für Elayne immer ins Reich der Märchen gehört. Doch als sie und ihre Familie nach New Orleans ziehen, muss sie schon bald erkennen, dass in der legendären Stadt unerklärliche Dinge vor sich gehen. Dunkle Gestalten suchen sie heim und ihre kleine Schwester wird plötzlich von schrecklichen Albträumen gequält. Auf der Suche nach Antworten trifft Elayne auf den mysteriösen und attraktiven Blake, der ihr das Unvorstellbare verrät: Verborgен vor aller Welt tobt ein Krieg zwischen Gut und Böse – und sie soll ein Teil davon sein! Entschlossen, ihrer Schwester zu helfen, folgt sie Blake in den Untergrund New Orleans, nicht ahnend, was sie in der Dunkelheit wirklich erwartet ...

Wohin soll es gehen?



Buch lesen



Vita



© privat

Ana Woods lebt am grünen Stadtrand von Berlin, wo sie von Inspiration zu ihren Romanen nur so umgeben ist. Bereits in jungen Jahren fing sie mit dem Schreiben an und verzauberte mit ihren fantasievollen Kurzgeschichten nicht nur Freunde und Familie, sondern ebenfalls ihre Lehrer und Klassenkameraden. 2017 hat Woods sich ihren Traum erfüllt und sich als Autorin selbstständig gemacht.

PROLOG



Die Frau machte einen folgenschweren Fehler, als sie die Lichtkegel der gut besuchten Straße verließ, um eine Abkürzung durch die verschmutzten Gassen der Stadt einzuschlagen. Sie konnte nicht wissen, dass diese Entscheidung ihren Tod bedeutete.

Lange hatte er sich in den Schatten versteckt wie ein Panther, der auf seine Beute lauerte. Er hatte nicht auf sie im Besonderen gewartet, sondern auf eine sich verirrende Seele, die niemals mehr das Tageslicht erblicken würde.

Eigentlich hatte er damit gerechnet, noch viele weitere Stunden hier zu sitzen, zu verharren, bis er endlich zuschlagen konnte. Dass es dieses Mal so schnell ging, war einer glücklichen Fügung des Schicksals zu verdanken.

Vorsichtig trat er hervor, folgte der Frau wie ihr eigener Schatten. Sie sah ihn nicht kommen. Für sie war er nichts weiter als ein kaum wahrnehmbares Flimmern. Dennoch spürte sie ihn. Unbehagen durchzuckte ihren Körper, sorgte dafür, dass ihre Nackenhaare sich aufstellten.

Die Frau drehte sich um ihre eigene Achse, suchte ihn in der Dunkelheit. Nun, da sie in seine Richtung blickte, konnte er sie zum ersten Mal wirklich sehen. Sie war hübsch, keine Frage. Der rosige Ton ihrer

Wangen verlieh ihr eine jugendliche Unschuld und das blonde Haar fiel in sanften Locken auf ihre Schulter.

Ein leises Grunzen entfuhr ihm. Es war stets amüsant, dabei zuzusehen, wie seine Beute langsam panisch wurde, gar paranoid.

Die Frau wandte sich wieder um, lief schneller. Ihre Absätze klackerten auf dem vom Regen durchtränkten Asphalt. Sie hatte die Wahl gehabt. Sie hätte umdrehen und Zuflucht im Schein der Straßenlaternen suchen, sich unter all die Menschen mischen können, die das Nachtleben New Orleans' in vollen Zügen genossen. Doch nun war es zu spät.

Immer wieder warf sie einen Blick hinter sich, festigte den Griff um ihre lederne Handtasche, die Brust sich schnell hebend und senkend, schneller und schneller. Er konnte die Angst riechen, spürte, wie das Blut durch ihren Körper rauschte, das Adrenalin durch ihre Adern pumpte. Es betörte ihn, machte es ihm schier unmöglich, noch länger zu warten.

Nur noch wenige Schritte trennten die Frau von der Sicherheit, nach der sie sich in jenem Augenblick so sehr sehnte. Doch so weit würde es nicht kommen.

Ihr stoßweiser Atem beschleunigte sich, als er langsam seinen Arm nach vorne gleiten ließ. Seine kalten Finger umschlossen ihr Handgelenk. Sie wusste, was nun passieren würde. Tief in ihrem Inneren wusste sie, dass dies ihre letzte Nacht auf Erden sein sollte. Entgegen seiner Erwartung wehrte die Frau sich nicht. Stattdessen hielt sie inne und drehte sich ihm zu.

»Wer ist da?«, stieß sie hervor. Es gelang ihr nicht gänzlich, das Zittern in ihrer Stimme zu verbergen, auch wenn sie versuchte, Stärke zu zeigen. Ein Anflug von Bewunderung durchzuckte ihn.

Er entschied sich, etwas zu tun, das er bisher bei keinem seiner Opfer getan hatte. Er legte seinen Schleier ab und offenbarte sich ihr. Stück für Stück materialisierte er sich vor den Augen der Frau, deren schönes Gesicht sich vor Entsetzen verzerrte. Es würde schnell gehen. Sie sollte keine Qualen leiden.

Rasch zückte er den Dolch – ein glatter Schnitt in die Kehle. Sie wusste kaum, wie ihr geschah. Mit beiden Händen versuchte sie, die Blutung zu stoppen, doch er war gut in dem, was er tat. Sie würde sterben, egal wie sehr sie kämpfte.

Ein letztes qualvolles Röcheln, ehe sie wie ein nasser Sack zu Boden fiel. Er beugte sich dem leblosen Körper entgegen, ging in die Hocke, um ihr so nah wie möglich zu sein. Dann legte er seine Lippen an ihre noch warmen Ohren und flüsterte ihr zu.

»Dein schlimmster Albtraum.«

KAPITEL 1



Mit den letzten Kraftreserven, die ich in den Tiefen meines Körpers fand, ließ ich auch den letzten Umzugskarton auf den Boden fallen. Feiner Staub wirbelte auf und kitzelte in meiner Nase. Da waren wir also. In unserem neuen Zuhause. Ich hatte mir ehrlich gesagt etwas vollkommen anderes darunter vorgestellt, als Dad von all dem Platz geschwärmt hatte. Im Vergleich zu unserem schönen Einfamilienhaus auf Long Island wirkte dieses Apartment ein wenig ... nun ja, erbärmlich!

Innerlich verfluchte ich ihn dafür, diesen Job angenommen zu haben. Hätte er nicht noch ein einziges Jahr warten können? Nun musste ich das letzte Highschooljahr an einer neuen Schule antreten und wieder einmal von vorne beginnen. Es hatte lange genug gedauert, mir einen Freundeskreis aufzubauen, einen netten Jungen für mich zu gewinnen und mein Leben inbrünstig zu lieben.

Maunzend streifte Bob mich mit seinem grau-schwarz getigerten Schwanz, ehe er zwischen dem ganzen Kram verschwand. Vermutlich suchte er nach irgendeinem leeren Karton, um sich hineinzulegen. Kater musste man sein. Auch ich hätte mich am liebsten in eine Ecke gekauert – natürlich nicht, ohne diese vorher von der dicken Staubschicht zu befreien. Das war mir allerdings nicht vergönnt.

»Würdest du deine Kisten bitte in dein Zimmer stellen? Oder möchtest du, dass wir uns alle das Genick brechen?«, stöhnte Mom, während sie sich an mir vorbeikämpfte. Schweiß rann über ihr sonst so makellostes Gesicht und einige leicht ergraute Strähnen lösten sich aus ihrem hoch sitzenden Zopf.

»Natürlich, Mom«, antwortete ich und griff nach dem Karton, der mir am nächsten stand, ohne genau auf die Aufschrift zu achten. Eigentlich hatte ich keine Lust, noch irgendetwas zu tragen, aber in ihrem Zustand wollte ich mich auch nicht mit meiner Mutter anlegen. Sie war ein unglaublich fröhlicher Mensch. Es dauerte eine ganze Weile, ehe man sie auf die Palme brachte. Überschritt man diese hauchdünne Linie allerdings, dann war es, als würde man in einen sich auftürmenden Tsunami springen. Mit anderen Worten: Man wäre lebensmüde.

Drei Türen führten von dem schmalen Flur ab. Ich öffnete jede einzelne von ihnen und musste bedauerlicherweise feststellen, dass jedes der Schlafzimmer vollkommen identisch aufgebaut war. Schnaufend trat ich durch die letzte Tür und beförderte den Karton in die nächstbeste Ecke. Hier würde ich also das kommende Jahr leben. In einem quadratischen Zimmer, das etwa vier Meter von Wand zu Wand betrug und lediglich ein kleines verschmutztes und von Gitterstäben umzäuntes Fenster besaß. Willkommen in Ihrem persönlichen Gefängnis!

Ehe ich mir Ärger einhandeln konnte, holte ich auch die restlichen Kartons und türmte sie nacheinander auf. Glücklicherweise waren die größeren Möbel bereits gestern angeliefert worden, weshalb ich mich nun vollkommen erschöpft rücklings auf die weiche Matratze werfen konnte. Die Zimmerdecke war vergilbt und der Putz löste sich an einigen Stellen, wodurch die Stromkabel der Lampe hervorlugten.

Unwillkürlich senkten sich meine Mundwinkel. Von außen machte das Haus im Grunde einen relativ schönen Eindruck. Es war weiß und sowohl die Fensterläden als auch die Eingangstür waren in einem einladenden Grünton angestrichen. Beinahe hätte man es für ein kleines Vorstadthäuschen halten können. Doch kaum hatten wir das Treppenhaus betreten und die Stufen in die erste und oberste Etage erklommen, hatte sich Enttäuschung breitgemacht. Das hier war alles andere als ein Paradies.

Ich schwang mich vom Bett, welches einen ächzenden Laut von sich gab, und öffnete das kleine Fenster. Die Gitterstäbe waren bereits verrostet und ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, wozu sie dienten. Schließlich wohnten lediglich zwei Parteien in diesem Haus und die Entfernung zwischen meinem Zimmer und der Straße betrug nur ein paar Meter. Nicht mal wenn ich herausspringen *wollte*, würde ich mich dabei ernsthaft verletzen. Es sei denn, ich würde mit dem Kopf vorausspringen.

Ich genoss die warme Brise, die über mein schweißnasses Gesicht wehte. Bis das Quietschen des Dielenbodens mir die Ankunft eines ungebetenen Gastes in meinem Zimmer verriet.

»Gefällt es dir?«, wollte mein Vater vorsichtig wissen.

Zwar gab ich mir alle Mühe, doch meine Augäpfel gehorchten mir einfach nicht und rollten herum. Auch das leise Stöhnen konnte ich nicht zurückhalten.

Ein Blick zu Dad genügte, um ein schlechtes Gewissen zu bekommen. Er meinte es nur gut und verdiente meine miese Laune nicht. »Es ist ...«, begann ich den Satz, doch mir wollte partout kein passendes Ende einfallen.

»Ja?«, hakte Dad nach und zog eine Augenbraue in die Höhe. Zumindest versuchte er es, gelingen wollte es ihm nie. Die zweite Braue wollte einfach nicht an Ort und Stelle verharren, weshalb das Gesicht, das er zog, zum Schießen aussah.

»... nett.« Ich wusste selbst, dass *nett* die kleine Schwester von *abscheulich* war. Aber in diesem Zusammenhang schien es mir die einzig vernünftige Antwort zu sein.

Dad machte ein paar Schritte auf mich zu und ließ den Blick durch das Zimmer gleiten. Einen Moment lang haftete dieser an dem sich lösenden Putz und den Kabeln, die mir einen tödlichen Schlag verpassen konnten, sollte ich jemals auf die Idee kommen, an ihnen herumzuspielen.

Mein Vater ließ sich mir gegenüber auf das Bett sinken. Kurz überlegte ich, ob ich mich dazusetzen sollte, entschied mich allerdings, hier am Fenster zu bleiben. Die frische Luft war genau das, was ich gerade brauchte.

»Ich weiß, du vermisst New York und deine Freunde. Aber glaube mir, Elayne, du wirst hier glücklich werden.« In seiner Stimme lagen so viel Fürsorge und Liebe, dass ich ihm nicht länger böse sein konnte.

»Ich weiß, Dad«, versicherte ich ihm daher. »Es wird nur etwas dauern, ehe ich mich eingewöhnt habe.«

»Ein paar Eimer Farbe würden sicher helfen.« Er presste seine Lippen fest zusammen, woraufhin wir gemeinsam in Gelächter verfielen. Ja, Farbe brauchte diese triste Einöde definitiv.

»Können wir diese Gitterstäbe auch irgendwie loswerden?« Ich deutete hinter mich aufs Fenster und schaute flehend.

Dad überlegte einen Augenblick, dann nickte er. »Das sollten wir hinkriegen.«

»Danke!« Erleichterung durchflutete mich und schlagartig fühlte ich mich wie elektrisiert. Mit etwas Arbeit konnte ich aus dieser Bruchbude sicher eine heimelige Oase schaffen.

Wir schwiegen noch einige Minuten, ehe Dad sich erhob und das Zimmer verließ. Im Türrahmen drehte er sich ein letztes Mal zu mir um und schenkte mir das warme Lächeln, das ich so an ihm liebte.

»Willkommen zu Hause.«

Ich lauschte seinen Schritten, die immer leiser wurden. Erst als sie verstummt waren, wagte ich es aufzuatmen und widmete mich wieder dem Fenster. Kopfschüttelnd scannte ich die Umgebung. Als Dad uns von unserem neuen Apartment erzählt hatte, hatte er davon geschwärmt, wie zentral es gelegen sei und dass man vom Fenster aus das beliebte French Quarter von New Orleans sehen könne. Nun, wenn ich mich so weit wie möglich herauslehnte – was aufgrund der Gitter momentan ja nicht funktionierte –, mich nach links drehte und ein Fernglas in die Hand nahm, dann ja. Dann konnte ich vielleicht irgendwo am Horizont auf der anderen Seite des Mississippi River die Lichter des French Quarters wahrnehmen. Dass man aber erst einmal hoch zum Algiers Ferry Terminal und den Fluss mit einer Fähre überqueren musste, das hatte Dad uns natürlich verschwiegen.

Direkt gegenüber von meinem Zimmer lag eine kleine Tankstelle, die aussah wie in jedem Horrorfilm. Es hätte mich nicht gewundert, wäre ein gruseliger Mann in Holzfällerhemd und Latzhose hervorgekommen, hätte auf einem Stück Stroh herumgekaut und verlorenen Autofahrern den genau falschen Weg gezeigt. Den, der sie in ihren sicheren Tod führte.

Ein eisiger Schauer kroch plötzlich meinen Rücken hinab. Mit einem lauten Knall schloss ich das Fenster und wünschte mir meine Gardinen

her. Aber ich wusste nicht, in welchem der unzähligen Kartons sich diese befanden. Was ich aber wusste, war, dass ich heute Nacht vermutlich kein Auge zubekommen würde.

»Aufwachen!«

Vorsichtig tastete ich nach dem kleinen Kissen, das sich irgendwo auf meinem Bett befinden musste. Als ich es zu greifen bekam, holte ich aus und warf es in Richtung Tür, wo ich meine nervige Schwester vermutete. Sie kicherte lautstark.

»Daneben, daneben!«

Stöhnend rollte ich mich auf den Rücken und öffnete die Lider. Ganz großer Fehler. Die Sonne blendete mich so stark, dass ich die Augen schnell wieder schloss. »Wie spät ist es?«, grummelte ich benommen.

»Acht Uhr!«, rief Grace. Wie konnte man um diese Uhrzeit schon so hellwach und gut gelaunt sein? Ach, ich vergaß. Sie hatte beim Umzug ja keinen Finger krummgemacht und war dementsprechend kein Häufchen Elend. Ich hingegen fühlte mich so gerädert, als hätte mich ein Laster überfahren.

Grace tippelte über den Dielenboden und warf sich zu mir aufs Bett. Manchmal wünschte ich mir, eine große Schwester zu haben anstatt einer zehnjährigen, bei der man meinen könnte, sie trinke den gesamten Tag Energydrinks. Sie wollte immer beschäftigt werden. Und wenn ich immer sagte, dann meinte ich auch *immer*. So lieb ich sie hatte, sie konnte wirklich anstrengend sein.

»Na warte«, knurrte ich und warf mich auf Grace, die sofort in einen Lachanfall verfiel. Sie kreischte und strampelte wild umher, während ich meine Finger in ihrem Bauch vergrub und sie kitzelte.

»Aufhören!«, quietschte sie, vor Lachen halb erstickend. Aber ich dachte gar nicht daran.

Erst als Mom im Türrahmen erschien und sich gähmend die Rückstände der vergangenen Nacht aus den Augenwinkeln rieb, ließ ich von Grace ab. Unsere Mutter sah noch furchtbarer aus, als ich mich fühlte. Pechschwarze Schatten lagen unter ihren Augen, deren Farbe heute dem tosenden Meer nach einem schrecklichen Sturm ähnelte anstatt eines wolkenlosen Sommerhimmels.

»Morgen, Kinder.« Sie streckte sich ausgiebig, wobei ihre Rückenwirbel knackten. Grace und ich fuhren zeitgleich zusammen und verzogen unsere Gesichter. Mom lachte leise. Sie wusste, wie sehr wir das Geräusch von knackenden Knochen hassten. »Wie wäre es, wenn wir in diesem kleinen Café frühstücken gehen? Das mit den bunten Stühlen, an dem wir gestern vorbeigefahren sind. Wie hieß es noch gleich?« Für einen Moment setzte sie einen grüblerischen Ausdruck auf. »*Buttercup* – genau!«

»O ja!«, rief Grace vollkommen außer sich und stürmte auch schon aus dem Zimmer, um sich fertig zu machen. Sie war nun in dem Alter, wo sie sich ihre Kleidung selbst aussuchen durfte, was gut und gerne mal in einer sehr skurrilen Zusammenstellung endete.

Zwar schmerzte jede Faser meines Körpers und ich hätte mich am liebsten wieder unter die Bettdecke gekuschelt, aber ich konnte nicht abstreiten, dass auch mich der Hunger plagte. Gestern war ich so schnell eingeschlafen, dass ich nichts mehr gegessen hatte.

Mom stand noch immer bei mir im Zimmer, hatte den Kopf schief gelegt und musterte mich. »Ist alles in Ordnung?«, fragte ich, da ich sie selten so in Gedanken erlebte.

Ruckartig hob sie das Kinn, blinzelte einige Male, als wäre sie durch meine Worte aus ihrem Traum erwacht. »Ja«, murmelte sie. »Ich bin wohl noch nicht ganz wach.«

»Nicht nur du«, erwiderte ich und schwang die Beine über die Bettkante. Als meine nackten Füße den Boden berührten, verzog ich den Mund. Die alten Dielen fühlten sich rau unter meinen Sohlen an. Ich musste nachher dringend meinen flauschigen Teppich suchen, um ihn vors Bett zu legen.

»Ich gehe mal Kaffee kochen. Die Maschine war das Erste, was ich gestern noch aufgestellt habe.« Mom lächelte wissend. In mancher Hinsicht ähnelten wir dem Mutter-Tochter-Duo aus den *Gilmore Girls*, frei nach dem Motto: Nur Kaffee am Morgen vertreibt Kummer und Sorgen! Manchmal dachte ich, das koffeinhaltige Gebräu floss anstelle von Blut durch meine Adern.

Kaum war Mom Richtung Küche aufgebrochen, stürzte ich mich auf den erstbesten Karton und wühlte darin nach frischer Kleidung. Ich jubelte innerlich, als ich ein paar Röcke und Oberteile fand. Das Klima in Louisiana war dem in New York ziemlich ähnlich, wenn es auch im Sommer in unserer neuen Heimat etwas wärmer wurde. Im Grunde konnte ich mich glücklich schätzen, dass wir nicht nach Alaska gezogen waren, sonst hätte ich meinen kompletten Kleiderschrank erneuern müssen.

Ich nahm die Stücke, die ich zuerst zu greifen bekam, und hastete damit in das Badezimmer, das gegenüber meinem Zimmer lag. In

unserem Haus auf Long Island hatten wir zwei Bäder zur Verfügung gehabt. Es würde eine enorme Umstellung werden, zu viert eines teilen zu müssen.

Schnell schlüpfte ich aus meinen Schlafsachen und unter die Dusche. Der heiße Strahl fühlte sich wie ein Segen an. Endlich konnte ich mir die Schweißrückstände von Körper und Haaren waschen.

Nachdem ich mich abgetrocknet hatte, wischte ich den beschlagenen Spiegel mit der Handfläche ab und erschrak vor meinem eigenen Abbild. Wie Mom hatte auch ich dunkle Ringe unter den blauen Augen, meine schulterlangen braunen Haare waren schlaff und strähnig.

Während ich mir den Jeansrock überstreifte, der mir gerade bis zu den Knien reichte, und anschließend das geblümete Tanktop über den Kopf zog, drang der himmlische Geruch von Kaffee unter dem Türspalt zu mir hindurch. Schnell kämmte ich mir die Haare mit den Fingern und ließ sie an der Luft trocknen. Es war ein heißer Tag Ende Juni, da lohnte es sich nicht, den Föhn auszupacken.

Ich schlüpfte aus der Tür und in den Flur, von wo aus ich Mom und Dads Stimmen vernahm. Etwas an ihnen irritierte mich. Waren sie normalerweise sehr liebevoll im Umgang miteinander, klangen sie gerade verärgert. Auf Zehenspitzen schlich ich durch den Flur und presste mich dabei fest gegen die Wand, damit sie mich nicht beim Lauschen erwischten.

»Du hast es versprochen, James!« Es hörte sich an, als spräche Mom aus zusammengebißenen Zähnen, zischende Laute, denen einer Schlange ähnlich. »Du sagtest, wir wären hier sicher!«

Was sie wohl damit meinte? Dad schnaubte. Ohne ihn zu sehen, wusste ich, dass er sich gerade durch die Haare fuhr und den Nasenrücken rieb.

Das tat er immer, wenn er sich in einer Diskussion mit Mom befand. »Und das sind wir, Beth«, beharrte Dad. »Alles wird gut, ich verspreche es dir.«

Langsame Schritte auf dem Fliesenboden der offenen Wohnküche ertönten, gefolgt von einem flüchtigen Kusslaut.

Mom seufzte.

»Viel Spaß mit den Kindern. Gib ihnen einen Kuss von mir«, sagte Dad, ehe sich seine Schritte entfernten.

Erschrocken fuhr ich zusammen, als mir bewusst wurde, dass er jeden Augenblick in den Flur treten würde. Ich machte einen Satz nach hinten und tat so, als wäre ich eben erst aus dem Bad gekommen.

»Elayne, ich bin gerade auf dem Weg zur Arbeit.«

»Okay, bis heute Abend, Dad.« Lächelnd winkte ich ihm, dann trat er auch schon durch die Haustür. Puh, da hatte ich noch einmal Glück gehabt.

Mom stand in der Küche und hatte sich gegen die Arbeitsplatte am Fenster gelehnt. Die Kaffeetasse umklammerte sie fest mit beiden Händen und starrte ins Leere. Auch als ich mir den Hocker des Tresens zurechtschob, der Küche von Wohnbereich trennte, zuckte sie nicht. Mein Blick fiel auf die Zeitung, die direkt vor mir lag.

Ein entsetzter Laut entfuhr mir, als ich die Schlagzeile las: Junge Krankenschwester ermordet aufgefunden. Täter noch auf freiem Fuß. Polizei bittet um Mithilfe.

»Lies das nicht, bitte«, sagte Mom, die wohl aus ihrer Trance erwacht sein musste, und riss mir die Zeitung aus der Hand. Aber es war zu spät, die Worte und auch das Bild hatten sich in meinem Kopf verfestigt. Eine hübsche, blond gelockte Frau, die ihr gesamtes Leben noch vor sich gehabt hatte.

»Wie furchtbar!«, nuschelte ich. Der Schock saß tief. Darüber mussten meine Eltern eben gesprochen haben. Aber im Grunde war es in New York nicht viel sicherer, auch dort gab es etwa dreihundert Mordfälle jährlich.

»Ich bin fertig!«, stieß Grace hervor und riss mich damit aus den Gedanken. Sie hatte sich für einen Rüschenrock und ein glitzerndes Einhornoberteil entschieden.

Mom hielt die Zeitung fest und fing meinen Blick auf. Der ihre besagte, dass wir dieses Thema auf sich beruhen lassen und nicht darüber reden sollten. Ich nippte an meiner Tasse und nickte ihr zu, woraufhin sie lächelte. Unsere telepathische Verbindung funktionierte noch.

»Lasst uns gehen, kommt schon!«, quengelte Grace weiter. Dabei riss sie die braunen Dackelaugen weit auf und zog die Unterlippe schmollend hervor. Die dunkelblonden Haare hingen in zwei Zöpfen rechts und links von ihrem Kopf und baumelten bei jeder Bewegung hin und her. Sie sah Dad unglaublich ähnlich, von Tag zu Tag mehr, während ich, je älter ich wurde, immer mehr Ähnlichkeit mit Mom bekam. Wobei es mir, im Gegensatz zu ihr, nicht vergönnt war, alles in Massen in mich hineinschaukeln zu können, ohne ein Gramm zuzunehmen. Manchmal beneidete ich sie um diese Fähigkeit.

»Schuhe an«, sagte Mom. Das ließ Grace sich kein zweites Mal sagen und sprintete in den Flur. Mit einem letzten Hieb stürzte ich den restlichen Kaffee hinunter und stellte die Tasse zurück auf die Anrichte. Mom legte ihren Arm um meine Schulter und gemeinsam schlenderten wir zu Grace, die bereits halb aus der Tür gestürzt war. Kopfschüttelnd zog auch ich die Schuhe an.

Draußen war es unglaublich warm und das, obwohl es noch so früh am Morgen war. Kaum waren wir aus der Tür, pustete mir die warme

Sommerluft ins Gesicht und trocknete meine Haare schneller, als ich *Föhn* sagen konnte.

Unser Haus lag in Algiers Point, einem eher ruhigen Vorort am Westufer des Mississippi. Hier lebten überwiegend kleinere Familien, hin und wieder ein Pärchen mit Hunden. Viel mehr gab es in unserem Viertel leider Gottes auch nicht zu sehen oder zu erkunden. Wollte man Action, musste man wohl oder übel den Fluss überqueren, um sich in das Nachtleben von New Orleans zu stürzen.

Wir passierten einige Einfamilienhäuser mit hübschen kleinen Vorgärten und frisch gestrichenen Zäunen. Überall sprossen Blumen und verströmten ihren himmlischen Duft. Mir fiel es schwer, die Nase nicht in sämtlichen Blüten zu vergraben und den Geruch des Sommers in mich aufzunehmen.

Grace lief vor, rief uns zwischendurch freudig zu, wenn sie eine Katze auf einem der Grundstücke erspähte. Sie liebte diese flauschigen Vierbeiner, während ich sie bloß duldete. Eigentlich hatten unsere Eltern sich niemals ein Haustier anschaffen wollen, doch Grace war ein Überzeugungstalent und musste lediglich mit ihren dichten Wimpern klimpern, um alles zu bekommen, was ihr Herz beehrte. Schade, dass das Wimpernklimpern bei mir nicht mehr zog, sonst wären wir niemals hier am Arsch der Welt gelandet.

»Hier muss es irgendwo sein«, murmelte Mom. Wir waren an diversen kleineren Bars vorbeigekommen und ich hatte auch schon eine Kunstgalerie zwischen all den kreolischen Häusern gesehen. Aber ein Café? Das hätte ich in meilenweiter Entfernung wohl bereits gerochen. Mom wandte sich mir zu und bedachte mich mit einem drängenden Blick.

Ich stöhnte und zog mein Handy aus der Tasche. Es in die Hand zu nehmen, versetzte mir einen Stich. Bisher waren nur zwei Nachrichten von meiner besten Freundin Beverly bei mir eingegangen. Es schmerzte, dass sich nicht mal Connor bei mir gemeldet hatte, obwohl wir im Guten auseinandergegangen waren.

Doch daran durfte ich nicht denken. Andernfalls würde es mir die Tränen in die Augen treiben – und davon hatte ich genug vergossen, seit Dad uns von unserem erneuten Umzug erzählt hatte. Ja, genau, erneuter Umzug. Es war nicht das erste Mal, dass es uns quer durch die Staaten getrieben hatte. Dad arbeitete für *Robexus Technologies*, ein aufstrebendes Unternehmen, das sich im Bereich Automations- und Roboterausrüstung einen Namen gemacht hatte. Wann immer ein neuer Standort eröffnete, wurde Dad dorthin geschickt, um die neuen Mitarbeiter anzulernen.

Während der Middle School waren wir deshalb jedes Jahr weggezogen. Mit der Highschool hätte alles anders werden sollen. Dad hatte es mir versprochen. Vier Jahre an einem Ort, damit ich in Ruhe meinen Abschluss absolvieren konnte. Tja, und nun waren wir hier. Mehr als tausend Meilen entfernt von New York.

Mit schnellen Fingern öffnete ich die Karte auf dem Handy und reichte es Mom. Sie sagte andauernd, sie sei nicht technikaffin genug, um ein mobiles Telefon zu bedienen, weshalb es stets meine Aufgabe war, mit dessen Hilfe etwas für sie zu suchen. Ich vermutete eher, dass sie zu faul war, sich einzuarbeiten, oder schlichtweg keine Lust hatte, solange sie mich dafür missbrauchen konnte.

»Nächste Straße rechts abbiegen, Gracey!«, rief Mom meiner Schwester zu, als sie die richtige Straße fand. Grace hob ihren kleinen Daumen in die Höhe und hüpfte weiter. Mom reichte mir das Handy, das ich schnell

wieder in meiner kleinen Umhängetasche verstaute. Ich spürte den mitfühlenden Blick, den sie mir zuwarf. Allerdings ignorierte ich diesen und konzentrierte mich stattdessen auf den Weg vor uns.

Das Café war so klein und unscheinbar, dass ich in jedem Fall daran vorbeigelaufen wäre. Vor der Fensterfront standen bunte Plastikstühle an runden Metalltischen, auf dem Schild über der Eingangstür stand in bunten Lettern der Name *Buttercup*.

Ein Blick hinein offenbarte einen Tresen, in dem es diverse Kuchensorten und andere Backwaren gab. Dahinter stand eine ältere Dame mit Dutt und einer rot-weiß gepunkteten Schürze, an der sie sich die mehlbestäubten Hände abwischte. Als sie den Kopf anhub und uns bemerkte, entblößte sie eine Reihe strahlender Zähne, die selbst aus der Entfernung aussahen wie ihre Dritten.

Ich griff nach dem pastellgrünen Stuhl, um ihn mir zurechtzurücken, da bemerkte ich etwas Klebriges, das daran haftete. »Na toll«, nuschelte ich und betrachtete den Schokoladenfleck, der in meiner Handfläche prangte. »Bestellt mir einen Latte Macchiato und einen Bagel. Ich muss mir mal die Hände waschen.«

Mom rümpfte die Nase, als ich die Hand hob und ihr den Fleck zeigte.

Im Inneren des Cafés roch es nach frisch gebackenen Leckereien und Kaffeebohnen.

»Wie kann ich dir helfen, Liebes?« Eine wohlige Wärme durchzog mich beim melodischen Klang ihrer Stimme. Die Dame machte einen so sympathischen Eindruck, dass man sich einfach wohlfühlen musste.

»Ich müsste mir mal die Hände waschen.« Ich deutete auf den Schokoladenfleck. Sofort zogen sich ihre Brauen zusammen und Sorgenfältchen zierten ihre gealterte Haut.

»O Schreck!«, entfuhr es ihr. Ich musste an Granny denken. Auch sie benutzte diesen Ausruf häufig. Die Frau deutete den schmalen Flur entlang, der neben dem Tresen in einen hinteren Bereich des Ladens führte. »Ich werde sofort noch mal drüberwischen. Bitte verzeih!«

»Schon in Ordnung. Ist ja nichts passiert«, versicherte ich, woraufhin man der freundlichen Dame die Erleichterung deutlich ansah.

Das Badezimmer war kaum größer als eine Abstellkammer und löste ein beklemmendes Gefühl in mir aus. Zwar litt ich nicht direkt unter Platzangst, fühlte mich in größeren Räumen aber deutlich wohler.

Das warme Wasser war belebend und binnen Sekunden fühlte ich mich wieder sauber. Ich griff nach den Papiertüchern, verließ das Bad zügig wieder und trocknete mir die Hände auf dem Weg Richtung Ausgang ab. So in meiner Gedankenwelt vertieft, hielt ich den Blick nach unten gesenkt und merkte zu spät, dass jemand die Tür zum Café geöffnet hatte.

Frontal lief ich in einen stählernen Oberkörper hinein, prallte ab und geriet ins Straucheln. »Hoppla«, hörte ich eine raue Stimme sagen. Zugleich griffen zwei starke Hände um meine Arme. Ich klammerte mich an ihnen fest, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren.

Mist, das war so typisch, dass mir so etwas gleich am ersten Tag in einer neuen Stadt passierte. Als ich hochschaute, um mich bei dem Fremden für die Hilfe zu bedanken, stockte mir der Atem. Kein einziges Wort wollte meine Lippen verlassen. Ich blickte in die schönsten kastanienbraunen Augen, die ich je gesehen hatte. Hauchzarte Striemen, schimmernd wie flüssiges Gold, durchzogen seine Iriden und fesselten mich.

»Danke.« Ob ich gerade wirklich laut gesprochen, wusste ich nicht. Aber ich nutzte die Gelegenheit, mir den mysteriösen Fremden genauer anzuschauen. Sein Gesicht war jugendlich, aufgrund der hohen

Wangenknochen und dem Bartschatten allerdings sehr maskulin. Ich schätzte ihn auf etwa achtzehn oder neunzehn Jahre. Sein dichtes schwarzes Haar lud dazu ein, die Finger darin zu vergraben.

Mit der Zunge befeuchtete er die Lippen, die sich verschmitzt kräuselten. »Bekomme ich meine Arme wieder?«

Verdammt, nicht nur starrte ich ihn wie ein verliebter Teenager an, ich krallte mich so stark an ihm fest, dass es ihm unmöglich war, seiner Wege zu gehen.

»Ja, klar«, stammelte ich unbeholfen und ließ von ihm ab. Ich hätte rausgehen und mich zu Mom und Grace setzen sollen, aber meine Beine wollten mir nicht gehorchen, weshalb ich den jungen Mann weiterhin ungeniert angaffte.

»Blake, deine Bestellung ist fertig!«, rief die Dame, von der ich vermutete, dass es sich um die Besitzerin handelte, und stellte eine voll bepackte Tüte auf dem Tresen ab.

Der Fremde nahm die Henkel in die Hand und legte ein paar Scheine hin. Dann wandte er sich mir zu und nickte. »Man sieht sich.« Mit diesen Worten öffnete er die Tür und verschwand so plötzlich, wie er gekommen war.

»Er ist süß, nicht wahr?« Die Dame trat vor und grinste wissend. »Blake kommt jeden Dienstag um diese Zeit her und holt das Frühstück für seine Arbeitskollegen.« Ein weiteres Mal wischte sie sich die Hände ab, ehe sie mir die rechte entgegenstreckte. »Ich bin Lucy, mir gehört der Laden.«

»Elayne«, sagte ich und erwiderte ihren Händedruck.

»Was für ein hübscher Name.« In ihrer Stimme schwang so viel Ehrlichkeit mit, dass ich lächelte. »Seid ihr gerade erst hergezogen? Ich habe euch hier noch nie gesehen.«

Mechanisch nickte ich. »Ja, wir sind erst gestern aus New York angekommen.«

»Oh, New York. Dort wollte ich schon immer mal hin.« Lucy klatschte freudig in die Hände und verfiel in einen Monolog über den Big Apple. Dabei ratterte sie sämtliche Klischees runter, die es über die Stadt gab. Ich belächelte ihre Worte und nickte hier und da aus Höflichkeit. Aber meine Gedanken wanderten immer wieder zu den Kastanienaugen, die ich so schnell wohl nicht wieder vergessen würde.

»Nun habe ich dir ein Ohr abgekaut, tut mir leid«, sagte Lucy lachend. Ich winkte ab und ging zurück zu Mom und Grace.

»Wer war der süße Junge?« Mom war so diskret wie immer. Ich verdrehte die Augen, während Grace kicherte und sich dann wieder dem Bagel auf ihrem Teller widmete.

»Keine Ahnung«, murmelte ich und vermischte Milch und Kaffee meines Latte Macchiato mit dem Strohalm. »Irgendein Gast.«

»Aha«, flötete Mom.

Ich streckte ihr die Zunge heraus, ehe ich mich zurücklehnte und mich voll und ganz meinem Getränk widmete. Mom konnte mal wieder direkt in meinen Kopf schauen. An Tagen wie heute verfluchte ich es, dass wir uns so nahestanden. Denn mir war bewusst, dass sie mich nachher weiter ausquetschen würde.

Bis dahin genoss ich allerdings das Kopfkino, das in kleinen Bildern vor meinem geistigen Auge ablief. Blake. Er sei jeden Dienstag um diese Uhrzeit hier, hatte Lucy gesagt. Wenn ich es darauf anlegte, konnte ich ihn wiedersehen. Aber war das nicht zu aufdringlich? Immerhin hatten wir kaum ein Wort miteinander gewechselt und ich überlegte, mich wie ein Stalker auf die Lauer zu legen?

Kopfschüttelnd vertrieb ich diesen Gedanken wieder. Nein, ich würde auf das Schicksal vertrauen müssen. Sollte es wollen, dass Blake und ich uns wiedersahen, dann würde es früher oder später schon geschehen.

Mich daran klammernd reckte ich den Kopf gen Himmel und ließ mein Gesicht von der hochstehenden Sonne erwärmen.

KAPITEL 2



»Mom, können wir los?«, rief ich ungeduldig. Seit gefühlten Stunden saß ich auf der Couch und wartete darauf, dass sie fertig wurde. Sie hatte mir versprochen, mich heute auf die andere Flussseite zu begleiten, damit ich das New Orleans sehen konnte, von dem die ganze Welt sprach. Und nicht das langweilige New Orleans mit den kleinen Reihenhäusern, das ich tagtäglich zu sehen bekam und mich bereits nach einer Woche zu Tode langweilte.

Ich hörte ihre Schritte, die zwischen Schlaf- und Badezimmer hin und her flitzten. Mom war eine Perfektionistin, wenn es um ihr Aussehen ging. Zwar versicherten wir ihr andauernd, wie wunderschön sie sei, egal, was sie anzog, aber sie winkte unsere Kommentare immer ab und schob es darauf, dass wir ihre Kinder seien und so etwas sagen *mussten*. Sie hatte unglaublich lange Beine und hellbraunes Haar, in dem einzelne graue Strähnen zu finden waren, die sie nicht älter wirken ließen, sondern aussahen, als wären sie schon immer dort gewesen. Hinzu kam, dass sie einen unglaublichen Körper hatte. Nie käme man auf die Idee, dass sie im kommenden Jahr zum fünften Mal nullen würde.

»Mom!«, rief ich erneut, nun etwas lauter.

»Sofort!«, erwiderte sie.

Stöhnend stand ich auf und ging im Wohnbereich auf und ab. Als ich am Fenster vorbeikam, fröstelte ich und meine Armhärchen stellten sich auf. Mir wurde ganz plötzlich unbehaglich zumute.

Mein Blick huschte zum Fenster, die Gardinen waren nach rechts und links gezogen, wodurch man die Straße gut überschauen konnte. Mein Herzschlag beschleunigte sich, als ich auf der anderen Straßenseite eine kaum sichtbare Gestalt in den Schatten stehen sah. Erst dachte ich, sie mir eingebildet zu haben, doch die flackernden Bewegungen waren deutlich zu erkennen.

»So, da bin ich.« Mom kam in den Wohnbereich gestöckelt. Ich wandte mich ihr zu und nickte ihr Outfit, ein kleines Schwarzes, anerkennend ab.

»Du siehst toll aus, Mom.« Als ich wieder aus dem Fenster schaute, war die Gestalt aus den Schatten fort, so als wäre sie nie da gewesen. Doch ich wusste es besser. Ich hatte sie gesehen. Oder wollte meine Fantasie mir lediglich einen Streich spielen? Kopfschüttelnd zog ich die Gardinen zu. »Dann los.«

Fragend zog er die Brauen zusammen, während er das Mädchen dabei beobachtete, wie es die Gardinen zuzog. Für einen kurzen Augenblick hatte er geglaubt, dass es ihn gesehen hatte. Aber das war unmöglich. Er lag in den Schatten verborgen, war eins mit der Dunkelheit. Auf diesem Planeten wandelte niemand, der in der Lage war, ihn zu erblicken. Niemand, bis auf seinesgleichen.

Dennoch hatten ihre Augen auf ihm geruht, skeptisch, angsterfüllt. Er schüttelte den Kopf, denn er wusste, dass er sich ihren Blick eingebildet

haben musste. Vermutlich hatte lediglich das Flackern der Straßenlaterne, die sich vor wenigen Minuten eingeschaltet hatte, ihre Aufmerksamkeit erregt. So musste es gewesen sein.

Doch eines ließ sich nicht abstreiten: Irgendetwas an diesem Mädchen war anders. Er hatte es gespürt, kaum dass es die Schwelle zur Stadt überschritten hatte. Es war, als hätte ein Energiestoß ihn durchzuckt und zum Schaudern gebracht. Ihn, das Wesen der Schatten. Vier Tage hatte es ihn gekostet, herauszufinden, von wem diese Aura ausging. Und selbst dann hatte er noch Bedenken gehabt.

Sie war unscheinbar, unsicher, unwissend. Er fuhr sich mit der rauen Zunge über die Lippen, schnalzte, während er darüber nachdachte, wie er vorgehen sollte. Vollkommen gleich, ob sie wusste, was sie war, es war seine Aufgabe, für Sicherheit zu sorgen. Dafür zu sorgen, dass nichts und niemand ihnen in die Quere kam. Nicht, solange das Ziel in greifbarer Nähe lag und das Erwachen nicht mehr fern war.

Er wusste, was zu tun war, hatte es vom ersten Moment gewusst, in dem er sie erblickt hatte.

Das Mädchen musste sterben.

Weil Mom so ewig gebraucht hatte, erreichten wir die andere Seite des Flusses erst, als es schon dunkel war. Das French Quarter war für seine bunt bemalten Häuser mit den verschnörkelten, gusseisernen Balkonen bekannt. Von diesen sah man zu dieser Tageszeit allerdings kaum etwas. Seufzend lehnte ich mich auf dem Beifahrersitz zurück und schaute aus dem Fenster.

»Tut mir leid«, presste Mom zwischen ihren Lippen hervor. »Nächstes Mal beeile ich mich, versprochen.«

Würde sie nicht, das wusste sie genauso gut wie ich. Knapp eine Woche hatte ich mich auf den heutigen Ausflug gefreut, ein Tag, der nur Mom und mir gehören sollte. Dad hatte sich dazu bereit erklärt, bei Grace zu bleiben, die Beine hochzulegen und es sich auf der Couch gemütlich zu machen, während irgendein College-Football-Match im Fernsehen lief.

Wir folgten dem Verlauf der dreispurigen Canal Street, vorbei an hoch gebauten Häusern, deren Dächer ich nur sehen konnte, wenn ich meinen Hals verdrehte. Kurz darauf flachten die Gebäude ab und in jedem von ihnen befand sich ein Geschäft in der unteren Etage. Von Bekleidungsgeschäften über Schnapsläden und Banken gab es hier alles.

Links von uns verliefen die Schienen der berühmt-berüchtigten Canal Streetcar Line. Wir hatten Glück, dass in genau diesem Augenblick eine der knallroten Straßenbahnen mit den senfgelb gestrichenen Tür- und Fensterrahmen an uns vorbeifuhr. Auch Mom schmunzelte, als sie das Gefährt sah, das an einen uralten Schulbus erinnerte.

Bevor wir hierhergezogen waren, hatte ich mich selbstverständlich über New Orleans informiert, auch wenn ich nicht daran glaubte, dass wir lange hier leben würden. Dennoch hatten mich die Architektur und die Nostalgie der Fortbewegungsmittel der Stadt direkt fasziniert.

Zwei Blocks und unzählige hochgewachsene Palmen später bogen wir in die Bourbon Street ab, die besonders für ihr reges Nachtleben bekannt war. Hier reihten sich unzählige Restaurants, Bars und Striplokale aneinander, Gruppen von Feierwütigen schlenderten hintereinander her und vor den Geschäften versuchten Mitarbeiter, die Passanten zu Speisen und Getränken im Ladeninneren zu überreden.